

Werk

Titel: Cap Palmas und seine Umgebung

Autor: Schönlein, Philipp

Ort: Berlin

Jahr: 1875

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1875_0010|LOG_0066

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

XVIII.

Cap Palmas und seine Umgebungen.

Aus den nachgelassenen Briefen des Dr. Philipp Schönlein.

Mit einem Vorworte des Herrn Prof. Dr. Zöppritz.

(Hierzu eine Karte, Taf. VII.)

Ueber Philipp Schönlein's Reise und seinen frühzeitigen Tod am 8. Januar 1856 hat Gumprecht in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde Bd. VI. S. 477 eine Mittheilung gegeben, zu deren Richtigstellung nur zu bemerken ist, dass der Tod nicht am klimatischen Fieber erfolgt ist, sondern eine Folge der bösartigen Schwärenkrankheit war, deren Beginn man auf den letzten Seiten des nachstehenden Reiseberichts geschildert findet. Das spärliche geographische Material über Cap Palmas und sein Hinterland, welches Gumprecht aufführt (ausser Bacon im Journ. of the R. geogr. Soc. Vol. XII, 196 nur Missionär-Berichte im Missionary Herald, XXX. bis XXXV.), ist in den verflossenen zwanzig Jahren kaum vermehrt worden. Die bedeutenderen geographischen Zeitschriften Europa's enthalten einen einzigen Artikel darüber; die Missionschriften sind dem Herausgeber nicht zugänglich, beträchtliche Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse auch kaum von ihnen zu erwarten. Jener einzige Artikel ist vom Rev. C. C. Hoffman (Proc. of the R. Geograph. Soc. VI., 1862, p. 66) und enthält spärliche Angaben über eine Fahrt auf dem Cavallystrom bis Krekre in Webbo, 3 Miles von der entferntesten Missionsstation Bohlem oder Bohlen, angeblich 70 Miles von der Mündung. Winwood Reade fuhr vor sechs Jahren den Cavallyfluss bis Bohlen hinauf und drang von dort aus noch drei Tagereisen weit in den Urwald vor, ohne darüber aber mehr als die blosse Thatsache zu melden (Reade, The African Sketch-Book, II., p. 304). Dieses Bohlen findet sich ebenso wie einige andere nicht bei Schönlein vorkommende Namen auch auf der Karte von Liberia in Grundemann's

Missions-Atlas (Afrika No. 4). Im Uebrigen ist man auf zwei Briefe Schönlein's selbst angewiesen, wovon der eine in den *Proceed. of the R. Geogr. Soc. I.*, 1856, p. 98, der andere in der *Missionsschrift „Aborigines friend and the Colonial Intelligencer I. p. 117* abgedruckt stehen. Da nun von den übrigen Briefen und dem Nachlasse des Reisenden nur das botanisch Neue durch Klotzsch mit einer biographischen Notiz in den *Abh. der Berliner Akademie d. Wiss.* 1856, S. 221 veröffentlicht worden ist, so konnte der von Gumprecht (a. a. O.) ausgesprochene Wunsch, alles in dem Nachlasse und den Briefen des Reisenden enthaltene geographische Material veröffentlicht zu sehen, noch heutzutage von allen Freunden der Erdkunde unterstützt werden. Ich habe desshalb mit Freuden das Anerbieten der beiden überlebenden Schwestern des Reisenden, der Frau Gräfin Pückler-Limpurg in Oberaudorf und der Frau Professor Seuffert in Giessen, benutzt und aus den Briefen und wenigen geretteten Notizbüchern das geographisch Interessante zusammengestellt und durch eine Karte illustriert.

Die Karte „Cap Palmas und Umgebungen“ hat als Basis die englischen Küstenkarten No. 1362 und 1697 und beruht für die inneren Theile auf Schönlein's Bussolenablesungen und Entfernungsschätzungen. Leider ist die Anzahl solcher Angaben viel zu gering, um eine erhebliche Genauigkeit der Karte, namentlich nördlich von $4^{\circ} 30'$ N. Br. garantiren zu können. (Ich vermute, dass ein Notizbuch mit Itinerar-Aufzeichnungen verloren gegangen ist.) Die Kablah-Hills der Seekarte habe ich ohne Weiteres mit den Urébo-Hügeln Schönlein's identificiren können, woraus sich ein Reductionsfactor für die Entfernungen ergab. Die Entfernungen nördlicher gelegener Punkte dürften eher zu klein als zu gross angesetzt worden sein. Für den Lauf des Cavallystromes fehlen alle genaueren Richtungsangaben; er ist vorzugsweise zwei Kartenentwürfen des Reisenden entnommen. Die angenommene Position ist bedingt durch die schon von Schönlein selbst zu Grunde gelegte Identification des auf der Admiralitätskarte No. 1362 eingetragenen Flat Mountain (1090') unter $4^{\circ} 48'$ mit seinem Yanghiero, deren Zulässigkeit mir einigem Zweifel unterworfen zu sein scheint. Die Stromfahrtzeiten lassen entweder auf einen sehr gewundenen Lauf oder auf eine weiter nördliche Lage des oberen Flusslaufs schliessen. Die wenigen auf der genannten Karte eingetragenen Binnenorte, die mit solchen von Schönlein besuchten identisch sind (Kakah = Kèkè, Sora Kah = Šaluka, Dehneh = Dina und Barakah), sind dort viel zu tief ins Innere verlegt. Jedenfalls setzt vorliegendes Kärtchen annähernd Richtiges an die Stelle vager Erkundigungen.

Cap Palmas, 10. September 1855. Cap Palmas ist eine felsige Halbinsel, welche mit dem Festland durch einen niedrigen sandigen Isthmus in Verbindung steht. Der höchste Punkt desselben liegt etwa 400 Schritte von der Westspitze und 70—80' über der See; er ist durch eine geringe Senkung von dem nackten Felsen getrennt, welcher das Ostende bildet und auf welchem die Negerstadt steht. Die Caps sind steil, theils felsig, theils mit Busch bewachsen; auf der Nordseite befindet sich in der halben Länge der Halbinsel ein flacher Terraineinschnitt, durch welchen die Strasse zum Landungsplatz für Boote führt. Auch sind dort die Waarenhäuser. Auf der äussersten Spitze des Caps haben die Colonisten kürzlich einen Leuchthurm errichtet; das Licht ist fix und etwa 100 Fuss über der See. Dicht daneben steht ein grosses der Episcopalkirche gehöriges Gebäude, bestimmt zum Wohnen der Missionäre und zur Aufnahme von Waisenkindern der Colonisten.

Da die Stadt zur Zeit meines Besuchs kein Gasthaus besass, so machte es mir viel Mühe ein Unterkommen zu finden. Nur der Beihilfe des Missionärs Herrn Scott verdankte ich es, dass ich schliesslich in dem Hause einer rüstigen Negerin aus den Staaten gegen hohe Bezahlung ein Unterkommen fand.

Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich einen Gang durch die Colonie, die sich starke zwei Seemeilen landeinwärts erstreckt. Zu beiden Seiten des Weges liegen in grösseren oder kleineren Zwischenräumen die Häuschen und Farmen der Colonisten. Aber eine liederlichere Wirthschaft sah ich nie; nur selten hatte ein Grundstück ein wirklich anständiges Aussehen; gewöhnlich standen alle Sorten Unkraut und Nutzpflanzen durcheinander. Weiter im Lande auf dem Felsboden gedeiht Kaffee vortrefflich; dennoch haben nur 5—6 Leute solchen gepflanzt, und davon hat sich nur Einer die Mühe gegeben, die Bäumchen ordentlich in Reihen zu setzen. Dagegen machte die herrliche Vegetation ringsum auf diesem ersten Spaziergange einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich.

Am Donnerstag Mittag ging ich mit Mr. und Mrs. Scott nach Cavally. Dies ist eine Negerstadt an der Küste, etwa 11 engl. Meilen nach Osten oder, wie man hier sagt, to leeward. Es ist die älteste Station der Episcopalkirche an dieser Küste und ein Bischofssitz. Wir hatten etwa eine halbe Stunde vom Cap nach einer Lagune, Shepherds Lake genannt, zu gehen, die von der See nur durch eine schmale Düne getrennt ist. Hier erwartete uns ein der Mission in Cavally gehöriges Boot, mit fünf Eingeborenen bemannt, und bald waren wir unterwegs. Da jetzt gerade die trockene Jahreszeit zu Ende ist, so war der See so seicht,

dass an vielen Stellen die Ruderer aussteigen und das Boot schieben mussten. Das Nordufer der Lagune ist sehr flach, sandig und dicht bewaldet, namentlich jedoch mit leichten Bäumen, Palmen (Oel- und Fächer-), Drachenbäumen etc. Nach etwa einer geographischen Meile wendet sich der See vom Meer weg, der Zwischenraum zwischen beiden ist bewachsen und da, wo er am breitesten ist, bildet sich ein felsiger Vorsprung, von den Eingeborenen Devils Rock genannt. Solche Teufelsfelsen giebt es in der Umgegend viele, und sie werden mit abergläubischer Scheu betrachtet. Weiterhin passirt man eine kleine Stadt, Half Graway genannt, und nun nähert sich wieder der See dem Meere, von dem er nur durch eine dünne, steile Scheidewand von weissem Sande geschieden ist, jedoch nur eine kurze Strecke; dann zieht sich die Lagune wieder ins Innere, verengert sich immer mehr und mehr, bis sie zuletzt die Gestalt eines sumpfigen Flusses annimmt. An dieser Stelle liegt Graway (die englischen Admiralkarten No. 1326 und 1697 schreiben Growa), eine bedeutende Grebo-Stadt, welche den ganzen Raum zwischen See und Meer ausfüllt. Wir verliessen hier das Boot, und nun sah ich zum ersten Male die ächt afrikanische Reismethode, nämlich Hängematten. Die Matte wird an einer Stange befestigt, an welcher an beiden Enden kurze Brettchen angenagelt sind; zwei Neger heben diese Brettchen auf den Kopf und scheinen die Last so wenig zu fühlen, dass sie oft Strecken im Trabe zurücklegen. Von Graway läuft der Weg den Strand entlang, dann aber biegt er ein und schneidet einen Bogen, den die Küste macht, ab. Bei Half Cavally erreicht er wieder den Strand und bleibt nun auf demselben. Hinter Half Cavally springt ein felsiges Vorgebirge in die See vor, ähnlich Cap Palmas, jedoch in viel kleinerem Maassstab. So wird eine Art Bai gebildet, in deren Centrum Cavally liegt. Von Graway bis Cavally sind genau zwei Seemeilen. Wir hatten die Stadt zu passiren, worauf wir in wenigen Minuten unter der Thüre des Missionshauses von Bischof Payne bewillkommt wurden. Mr. Payne ist der älteste Missionär an der Küste; er hat 18 Jahre hier gelebt und während der Zeit nur einmal Amerika besucht. Den andern Morgen (Freitag) machte ich mit Mr. Scott und dem eingeborenen Missionär „Rev. Mr. Jones“ einen Ausflug auf dem Cavallyfluss. Die Mündung dieses mächtigen Stromes, wie man ihn wohl nennen kann, liegt etwa drei Meilen östlich von Cavally; jedoch ist eine Barre darin, die zuweilen selbst für Boote schwer passirbar ist. Wir verfolgten einen vielfach verschlungenen Fusspfad, der uns durch hohes Gras und Buschwerk führte. Hohe Bäume fehlen ganz, ausgenommen hier und da eine Fächerpalme. Das Terrain ist wellenförmig, jedoch glaube ich nicht, dass die Hügel höher

als 50—100' sind. Nach einem einstündigen Marsche in einer nordöstlichen Richtung sahen wir den Wasserspiegel des Flusses, und gleich darauf kamen wir nach Dimalu, einer Stadt 2—3 Meilen oberhalb der Mündung. Hier hatten wir ein langes Palaver durchzumachen, bekamen aber endlich ein grosses Canoe nebst vier Mann zum rudern. Um 9½ Uhr verliessen wir Dimalu, hatten zuerst eine kurze Strecke auf dem Seitenarm zu rudern, an dem die Stadt liegt, und bogen dann mit einer plötzlichen Wendung in den Fluss. Das linke Ufer ist dicht bewaldet, darunter befinden sich prachtvolle, hohe Bäume, namentlich Cottonbäume. Rechts hatten wir eine Insel, die grösstentheils mit Reis bebaut ist. Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir die Spitze der Insel und fanden hier einen wahrhaft majestätischen Wasserspiegel, beinahe einem See vergleichbar. Dieser verengerte sich etwas nach oben zu, indessen blieb die durchschnittliche Breite doch immerhin 2—300 Schritt. Die Vegetation wurde nun immer üppiger; ungeheuer hohe Bäume waren bis an ihre Spitzen mit Lianen bedeckt, und ich muss sagen, dass meine Erwartungen von einem grossen tropischen Strome weit durch die Wirklichkeit übertroffen wurden. Das rechte Ufer war dicht mit hohen, schweren Bäumen bewachsen und zeigte auch in der Entfernung nichts als Hochwald; das linke dagegen hatte von Zeit zu Zeit lichte Stellen, durch welche man einen Blick ins Innere werfen konnte. Es scheint, dass hier nur der Ufersaum bewaldet ist, während weiter vom Fluss entfernt ausgedehnte Reisfelder sich befinden. Die Ufer sind keineswegs morastig, sondern bestehen aus festem Lehm und ragen durchschnittlich 2—3' über dem Wasserspiegel hervor. Gegen 12 Uhr kamen wir an die erste Schnelle, die weiter nichts ist als ein Felsen in der Mitte des Stromes, über welchen dieser sich schäumend bricht. Zu beiden Seiten ist die Schifffahrt frei. Die erste wirkliche Stromschnelle ist 70 Miles aufwärts und der weiteste Punkt, bis zu dem Europäer, resp. Amerikaner je vorgedrungen sind. Um 12½ Uhr kamen wir in Hidia an, einer kleinen Stadt 10 Meilen von Dimalu. Hier stiegen wir aus, bestellten bei einem Eingeborenen zu essen und gingen dann nach einem benachbarten Dorfe, das auf einem Hügel etwa eine Viertelmeile vom Fluss liegt und eine prächtige Aussicht über denselben giebt. Mr. Scott hielt eine Predigt in gebrochenem Englisch, Mr. Jones dann ein Gebet in Grebo, worauf wir zurückgingen. Unser Dinner bestand aus einer grossen Schüssel Reis, Palmbutter, Bananen und Papau, wofür wir zwei Yards Baumwollenzug bezahlten. Nach Tisch machte ich aus einem schweren Stein und sogenanntem native rope eine Sonde, die wir auf der Rückfahrt an verschiedenen Stellen gebrauchten. Wir

fanden zwischen 6—8 Faden, wobei das Treiben des Stromes in Rechnung gebracht ist. Die Strömung ist in dieser Jahreszeit sehr stark, weil die Regenzeit im Innern gerade zu Ende ist; so kamen wir denn in der Hälfte der Zeit nach Dimalu, die wir hinaufzu gebraucht hatten. Nach einem langen Palaver, bis alle die verschiedenen Leute, die sich zu einem Stück Tabak oder Calico berechtigt hielten, zufriedengestellt waren, machten wir uns auf den Heimweg und trafen kurz nach Sonnenuntergang in Cavally ein. Am andern Tag um 1 Uhr brachen wir auf und um 2 Uhr waren wir in Graway, um 6 Uhr am Cap zurück.

18. September. — Verflorenen Sonnabend und Sonntag habe ich einen Ausflug in's Innere gemacht. Ich verliess das Cap Morgens um 7 Uhr mit einem Eingeborenen, den ich als Führer und Träger engagirt hatte. Das Reisegeld ist hier nämlich auch bei kurzen Ausflügen sehr schwer. Meines bestand aus 5 Pfund Tabakblättern und 8 Yards Baumwollenzeug, in einen Ballen zusammengerollt. Wir passirten die zweite Eingeborenenstadt, die hinter dem Cap liegt, folgten dann eine kurze Strecke dem linken Ufer des Flusses, welches hier sandig, aber fest ist, und kamen nach einer Viertelstunde an eine Stelle, wo sich ein Arm weit ins Land hineinzieht. Zur Ebbezeit ist dieser trocken, der Boden Sand mit einer dünnen Schmutzschicht und dicht mit Mangrove bewachsen. Jetzt aber, zur Fluthzeit, musste ich den Rücken meines Führers besteigen, den Warenballen auf meinen Kopf nehmen und so wenigstens eine Viertelstunde Wegs zurücklegen. Auf terra firma wieder angelangt, stieg ich ab, und wir verfolgten nun einen sandigen Fusspfad eine halbe Stunde in N. bei O.-Richtung. Das Land in der nächsten Umgebung war offen, meist mit hohem harten Gras bewachsen, hie und da ein Palmbaum oder eine Fächerpalme. Gegen 8 Uhr wurden wir von einem plötzlichen Regenschauer überrascht. Glücklicherweise waren wir gerade nahe bei einem Weiler, der zu Cap Palmas-Stadt gehört; wir flüchteten also in eines der Häuser. In der Umgebung aller grösseren Negerstädte finden sich mehrere solcher kleiner Ansiedelungen, die manchmal nur 5—10 Häuser zählen. Dieses hat seinen Grund in den vielen Zwistigkeiten zwischen den Bewohnern einer Stadt oder oft einer Familie, die dann gewöhnlich damit enden, dass der schwächere Theil abzieht und 1—2 Meilen davon sich niederlässt. Etwa um 8 $\frac{3}{4}$ Uhr machten wir uns wieder auf den Weg. Der Fusspfad bestand aus trockenem weissen Sande und führte zuweilen auf kurze Strecken durch wunderschöne Gebüsche mit prächtigen Blattpflanzen, Farren etc. Kurz nach 9 Uhr gelangten wir an einen Mangrove-sumpf, der so zu sagen eine der Quellen des kleinen Flusses bildet, welcher sich bei Cap Palmas ins Meer ergiesst. Wieder musste

ich mein menschliches Reitpferd besteigen; da aber der Boden weniger fest war und meist aus Moor bestand, so ging dieses selbst unsicher. Ueber den eigentlichen Flussarm führt eine rohe Brücke aus Baumästen, die bei hohem Wasser jedoch theilweise überschwemmt ist. Am andern Ufer ist das Land fest und zum Theil steinig; hohe, schwere Bäume stehen dicht bis ans Wasser. Nachdem wir kurze Zeit einen schmalen Pfad verfolgt hatten, begegneten wir einem Jäger mit einer Flinte, wahrscheinlich auf der Vogeljagd. Derselbe theilte mir nach vielen Begrüssungen mit, in seiner Reishütte „lebe“ Palmwein (in Afrika „lebt“ Alles!) und erbot sich mich hinzuführen. Da ich sehr durstig war, nahm ich seinen Vorschlag an; wir gingen eine Weile auf dem Hauptpfad fort, bogen dann rechts ins Gebüsch und wurden nach wenigen Minuten von einem Rudel bellender Hunde begrüsst. Der Wald und Busch war in einem annähernden Viereck ausgehauen, darin standen 6—8 Häuschen, aus demselben Material erbaut, wie die Wohnhäuser in den Städten, nur weniger sorgfältig und solid. Die sogenannten Reishäuser finden sich häufig zwischen den Reisfeldern und den Städten an der Küste; sie dienen den Negern zum Schlafplatz, während sie auf den Feldern beschäftigt sind; auch als eine Art Entrepot für den Reis, den sie nicht gleich nach der Küste hinunterbringen wollen oder können. Der Palmwein, den der Mann fabricirte, war vortrefflich und namentlich ganz frisch und moussirend. Ich liess mich durch den Durst verleiten $\frac{1}{4}$ Kroo (Kru), d. h. etwa zwei Weinflaschen voll zu trinken, bereute es aber bald, denn das Gehen wurde mir darauf eine wahre Qual. Mein Führer beruhigte mich, wir würden bald auf der grossen Cap Palmas-Farm sein und da könnte ich ruhen. In der That kamen wir plötzlich aus dem Buschwalde heraus in eine ausgedehnte Lichtung, die mehrere Meilen im Umfang haben muss. Dieselbe ist ganz mit Reis und einer Art schwarzer Hirse bepflanzt, jedoch wächst viel Gras und Kraut wild dazwischen; nur die Bäume und grösseren Sträucher sind ausgehauen oder gebrannt. Die Lichtung ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Palmbäumen besetzt. Inzwischen war wieder ein tüchtiger Regenschauer eingefallen und so flüchtete ich in die nächste kleine Hütte und legte mich, um auszuruhen, nieder, d. h. auf die blosse Erde. Ich dachte ernstlich daran nach dem Cap zurückzugehen, namentlich aus Furcht, ich könnte das Fieber bekommen, weil ich zweimal nass geworden war. Mein Führer erklärte indess, Wadjuka, eine kleine Stadt, sei nicht mehr weit; dort gebe es Feuer und Matten, Palm-butter, Reis, Hühner etc.; auch schämte ich mich etwas nach dem Cap zurückzugehen, und so machte ich mich nach dem Regen wieder auf den Weg. Als wir das Ende der Lichtung passirt

hatten, kamen wir wieder in den Busch; jedoch bemerkte ich nur wenige hohe Bäume. Wir passirten ein Bündel Pfähle, die zusammen an einen längeren Pfahl gebunden und mitten in den Weg gesteckt waren, das Grenzzeichen zwischen der Feldmark vom Cap Palmas und Wadjuka. Bald darauf erreichten wir die „Wadjuka-Farm“, eine Lichtung in allen Stücken der vorher beschriebenen ähnlich, nur bedeutend kleiner. Am andern Ende dieser Lichtung kamen wir über ein Flüsschen, etwa 20' breit, über das eine niedrige Holzbrücke führte. Das Wasser schien zu stagniren und ich konnte nicht aus meinem Führer herausbringen, in welchen Fluss dieser Graben sich ergiesse. Ein Weg von einer Viertelstunde durch dichten Busch, abwechselnd über steinige Hügel und sumpfige feuchte Thaleinschnitte brachte uns nach Wadjuka, gerade zeitig genug, um einem neuen Regenschauer zu entgehen. Da der König oder Bodiâ auf den Reisfeldern war, so kehrten wir in einem andern Hause ein. Ich stellte meine Stiefel an's Feuer, hing Strümpfe und Hosen herum, und als kurz darauf der König ankam und uns sagen liess, er erwarte unsern Besuch, machte ich ihm meine Aufwartung barfuss und in den Unterhosen. Da in den Negerstädten überall Schalen von Palmnüssen herumliegen, die wie Glas schneiden, so marschirte ich, wie wenn ich auf Eiern wandelte, was unter den versammelten Bewohnern ein allgemeines Gelächter hervorrief. Unter dem üblichen Händeschütteln übergab ich seiner Majestät mein „dash“, nämlich zwei Yards Baumwollenzeug und drei Heads Tabak. Als Gegengeschenk erhielt ich einen jungen Hahn. Hierauf ging ich zurück nach dem andern Haus und legte mich auf einer Matte etwas ans Feuer. Bald war das Essen fertig: Reis, Palmbutter und ein Huhn. Nach Tisch bezahlte ich den Wirth mit zwei Yards Zeug und machte mich um 3 Uhr auf den Weg nach Baraka oder Balaka (der Laut von den Eingeborenen gesprochen ist zwischen beiden Buchstaben). Wadjuka ist eine kleine Stadt von etwa 60—70 Häusern. Die ganze Wegstrecke zwischen Wadjuka und Baraka führt durch dichten Busch, beinahe gänzlich ohne Bäume. Sträucher von 10 bis 15 Fuss Höhe stehen so dicht, dass man auf beiden Seiten des schmalen Pfades förmliche Wände hat und auch nicht einen Fuss Landes rechts und links zu sehen bekommt. Hie und da fand ich eine Frucht der afrikanischen Erdbeere, wie sie die Colonisten nennen, was mir eine sehr willkommene Erfrischung war. Nach genau einer Stunde, Schlag 4 Uhr, hielt ich meinen Einzug in Baraka. Da der König zu Hause war, kehrten wir in seinem Hause ein, was eine bedeutende Ersparniss macht. Ich übergab ihm das Huhn, das ich in Wadjuka erhalten hatte, mit dem Ersuchen, es uns zum Abendessen herzurichten, und liess ihm durch meinen

Führer, der als Dolmetscher fungirte, erklären, ich würde ihm sein „dash“ morgen geben, da ich es die Nacht über als Kopfkissen benutzen wolle. Bis zum Abendessen besah ich mir die Stadt, welche so gross ist wie Cap Palmas, etwa 120—150 Häuser, und besuchte verschiedene der sogenannten Headmen. Bei Dunkelwerden erschien das Abendessen; nachdem dieses verzehrt war, führte mich der König in ein gegenüberliegendes Haus, das seines Schwagers, und lud mich ein, am Feuer Platz zu nehmen. Diese Häuser sind rund, mit spitzen konischen Dächern; die Wände bestehen aus dünnen Stäben, die an einander gebunden sind; der Boden ist festgestampfter Thon; das Dach wird gebildet durch Palmbaumblätter, die mit den Spitzen nach unten gekehrt sind. Die Thür ist nicht mehr als 3 Fuss hoch; innen konnte ich mich dagegen aufrecht bewegen. Durch ein Korbgeflecht wird eine Art Dachboden gebildet, der zur Vorrathskammer für Reis etc. dient; die unteren Wände sind mit Tellern, Pfannen, Kochtöpfen etc. vollgehängt. An einer Seite sind drei Thonsäulen von etwa 6“ Höhe, zwischen denen das Kochfeuer angemacht wird; auf der gegenüberliegenden steht der Wasserbehälter. Ich fürchtete anfangs, es werde sehr viel Ungeziefer in den Häusern sein; allein durch den beständigen Rauch wird dasselbe entfernt gehalten, und ich schlief sehr gut. Als Unterlage gaben sie mir eine Matte aus Drachenbaumblättern. Decken gab es nicht, als Kopfkissen benutzte ich meinen Waarenballen. Die Eingeborenen, nackt wie sie sind, schlafen immer ohne Decke und legen nur ein Stück Holz unter den Kopf; da aber Feuer die ganze Nacht hindurch brennt und die Oeffnungen geschlossen sind, so hält sie der Rauch warm, nur ist er für europäische Augen nichts weniger als angenehm. Bei Tagesanbruch weckte mich mein Führer, da ich so bald als möglich mich auf den Rückweg machen wollte; indessen erbot sich ein Mann aus seiner Reisfarm Palmwein zu holen, und so beschloss ich seine Rückkehr abzuwarten. Inzwischen folgte ich eine kurze Strecke einem Fusspfad in N. bei O.-Direction bis zu einem Hügel, der mir einen Blick in ein gut angebautes, wellenförmiges Land gestattete. Die Eingeborenen sagen, wenn man in dieser Richtung einen Tagemarsch fortginge, käme man an den grossen Fluss, der bei Cavally sich ins Meer ergiesst. Im Allgemeinen ist es sehr schwer, mit dem Azimuth-Compass die Richtung der Strassen zu bestimmen. Die Pfade machen so viel Krümmungen, dass ich auf lichtem Terrain es vorzog einen leicht kenntlichen Baum, der ungefähr an unserem Wege lag, nachdem wir ihn eine Strecke passirt hatten, zu peilen. Im eigentlichen Busch fehlte mir aber auch dieses Mittel. In die Stadt zurückgekehrt, sah ich eine Grigri-Scene mit an. Gregories oder Grigris nehmen hier die Stelle der

Amulette ein. Braucht jemand einen Grigri gegen ein bestimmtes Uebel, so wendet er sich an einen Deyâ, von den Europäern gewöhnlich „Devil Doctor“ genannt, deren es mehrere in jeder Stadt giebt. Mein Führer nahm mich mit nach dem Hause eines dieser Herren, welcher nach Empfang von zwei Blättern Tabak die Ceremonie anfang. Er setzte sich auf eine Affenhaut, rangirte eine Anzahl Thierschädel, Muscheln etc. vor sich; schliesslich stellte er eine dickbauchige, vielfach verzierte Flasche hin, der er eine Rede hielt. Hier hinein streute er dann etwas Salz, Tabak, Pfeffer etc., schliesslich etwas Schmutz von seinen beiden Fusssohlen. Dann musste mein Führer mit einem Bund Federn darauf schlagen, worauf er die Flasche schüttelte und den Grigri herausfallen liess. Wahrscheinlich hatte er ihn vorher in der Hand; er machte es jedoch so geschickt wie ein Taschenspieler. Immer aber wollte der rechte Grigri nicht kommen, obgleich er die Procedur oft wiederholte; endlich wurde es mir zu langweilig und ich ging ab. Die Grigris, die ich sah, waren theils Tigerzähne, Steine, Muscheln, theils sogar getrocknete thierische Excremente. Mittlerweile war der Palmwein angelangt; ich stärkte mich und machte mich auf den Weg. Wir marschirten so rasch als möglich, passirten Wadjuka ohne anzuhalten, sprachen einige Minuten auf dem Cap Palmas-Reishaus vor, um uns mit Palmwein zu erfrischen und erreichten das Cap um 1 Uhr nach 3½stündigem Marsche. — Ich fühlte ausser etwas Müdigkeit nicht die geringsten schlimmen Folgen. Den Tag nachher, Montag den 17., war ich von Mr. Hoffmann nach Rocktown eingeladen, wo er die episcopale Mission versieht. Ich verliess das Cap etwa um 11 und langte kurz nach 1 Uhr an. Der Weg folgt dem Strande und ist äusserst ermüdend, da der Sand nur an wenigen Stellen fest ist. Das Land nächst der See ist mit einer 3—4' hohen Decke von stachligen Pflanzen, darunter die Dattel, besät; hie und da ragt eine Fächerpalme majestätisch hervor. Der Strand macht eine kleine Biegung, so dass Cap Palmas und Rocktown die Spitzen einer kleinen Bai bilden. Das letztere steht auf einem Felsenvorsprung, der nicht das geringste Grün zeigt; eine kleine sandige Ebene setzt ihn mit dem Festland in Verbindung. Nach Norden zu bleibt die Küste jedoch für einige hundert Schritte steil und fällt dann zu dem genannten sandigen Strande ab. Oestlich von Rocktown steht eine zweite kleinere Stadt, ganz in Pisangbüschen begraben, nordöstlich davon auf dem Felsen, dicht am Strande liegt das Missionshaus. Dasselbe ist bedeutend kleiner als die in Cavally und an dem Cap, doch gefällt mir seine Lage besser. Von den oberen Fenstern hat man eine prächtige Aussicht auf Cap Palmas einerseits und Fishtown Point gegen NW.; namentlich macht sich ein Wäldchen

von hohen Fächerpalmen, das sich bis nach letzterem hinzieht, ganz prachtvoll. Das innere Land sieht weit weniger buschig aus als beim Cap; es erinnerte mich stark an die regelmässig bebauten Fluren in civilisirten Ländern. Nach Tisch machten wir einen Spaziergang nach dem Fächerpalmenwäldchen. Dann zeigte mir Mr. Hoffmann seinen Garten, den bestgehaltenen, den ich hier gesehen habe, was freilich kein Wunder ist, da er seine Schulkinder daran arbeiten lässt. Er zieht alle möglichen Sorten Gemüse und Obst. Gegen 4½ Uhr machte ich mich auf den Rückweg.

25. September. — Ich machte gestern einen Abstecher nach Urébo, einer Stadt 6' N. zu W. von Cap Palmas, wie ich aus einer Vergleichung meines Itinerars finde. Um 6½ Uhr Morgens verliess ich Cap Palmas mit Quénh als Führer, demselben, der mich nach Baraka begleitet hatte. Als wir abmarschirten, zeigte er mir einen Hügel in der Entfernung, mit hohen Bäumen besetzt und einer Lichtung in der Mitte. Dahin, sagte er, gehe unser Weg. Nachdem wir über den Fluss gesetzt hatten, folgten wir ¾ Stunden lang dem Strande. Dann bogen wir auf einem schmalen Pfade rechts ein und kamen durch ein dichtes Gesträuch von Dattelbüschen, Drachenbäumen und Stachelpflanzen. Nach wenigen Minuten indess kamen wir in's Freie; nun dehnte sich vor uns eine weite Ebene aus, dicht mit mannshohem Grase bewachsen. Am Nordende derselben war eine buschige Linie bemerkbar, hinter welcher das Land anfang höher zu werden. Als ich diese Buschlinie erreichte, fand es sich, dass es ein Arm des Cap Palmas-Flusses ist, welcher sich hier gegen Rocktown hinzieht; jedoch ist er mehr Sumpf als Fluss, dicht mit Mangroven bewachsen und der Ebbe und Fluth unterworfen. Die Mangroven sind in einer Breite von 10—12' in schnurgerader Linie weggehauen, und so ist eine Strasse gebildet, in welcher der Grund ziemlich fest ist und die Wassertiefe etwa 1½—2' beträgt. Auf dem andern Ufer war der Boden felsig und hügelig; doch hatten wir hie und da in den Thaleinsenkungen Wasser zu passiren. Der Weg für die nächsten 1½ Stunden war äusserst einförmig. Büsche und Bäume fehlten beinahe ganz; allenfalls ein paar einsame Oelpalmen, deren krankes kümmerliches Aussehen die Unfruchtbarkeit des Bodens bekundeten. So weit das Auge reichte, hohes Gras, jedoch von unsern Wiesen darin verschieden, dass es nicht den ganzen Boden gleichmässig mit einem Teppich überzieht, vielmehr stehen die Grasbüsche vereinzelt, an ihrem untern Ende manchmal ½—1' auseinander, während sie oben auseinander fallen und so den Anblick einer dichten Wiese darbieten. Nach und nach werden die Hügel höher, mehr bewaldet, und endlich sah ich bei einer plötzlichen Wendung des Weges den Berg mit den grossen Bäu-

men gerade vor mir. Indess bemerkte ich nun meinen Irrthum. Was ich von Cap Palmas aus für einen Hügel gehalten hatte, sind zwei, und die Lichtung ist das enge Thal zwischen beiden. Dieser Punkt ist der schönste, den ich noch in Afrika gesehen habe. Beide Hügel fallen steil gegen einander ab; die Spitzen beider sind mit prachtvollen Bäumen von riesigen Dimensionen bedeckt; das Thal selbst, durch welches der Weg führt, ist mit Blattpflanzen und Blütensträuchern auf's Ueppigste bewachsen. Am Eingang des Thales, welches man mehr eine Schlucht nennen könnte, stehend, hat man Urébo vor sich. 10—15 Minuten mehr bringen uns in die Stadt selbst. Sie liegt hoch auf einem sehr spitzen Hügel und zählt nur 40—50 Häuser. Von der Spitze des Hügels hat man eine prächtige Aussicht in's Innere auf ein, wie es scheint, fruchtbares, dicht bewaldetes Land. Der Boden in der Stadt ist mit Glimmerblättchen wie übersäet; doch konnte ich das Gestein nirgends aufgeschlossen finden. Nach eingenommenem Mittagessen verliess ich Urébo um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags und kam um $4\frac{1}{2}$ Uhr am Cap Palmas an. Obgleich die gerade Entfernung nach Urébo nur 6' ist, so beträgt doch der Weg mit allen seinen Krümmungen viel mehr, und ich war so müde von meinem Tagewerk, dass ich bald zu Bette ging.

8. October. — Nachdem ich schon lange den Plan gehabt hatte, der Bolobo-Gegend einen Besuch abzustatten, konnte ich am 5. October einen Führer auftreiben. Ich machte mich um $9\frac{3}{4}$ Uhr auf den Weg. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr passirte ich in hor. 3—4 Richtung den oberen Flussarm und Mangrovensumpf, diesmal ohne Schwierigkeit, da es gerade Ebbe war; etwa eine halbe Stunde jenseits geht der directe Pfad nach Saluka links ab von dem nach Wadjuka und Baraka. Da jedoch der erstere durch Busch und hohes Gras beinahe unwegsam sein soll, so wählten wir den letzteren mir schon bekannten und kamen um $12\frac{3}{4}$ in Wadjuka an, nachdem die Wegrichtung von 11 bis $11\frac{1}{2}^h$ hor. 12, von $11\frac{1}{2}^h$ an aber wieder hor. 3 gewesen war. Hier hielt ich mich nicht lange auf, gab nur dem König ein wenig Tabak, pflückte einen Vorrath Citronen, die sehr einladend hart am Eingange in die Stadt wuchsen, und marschirte dann um 1 Uhr weiter über Gelebo nach Saluka. Der Pfad ist ziemlich gerade und genau magnetisch Nord (N. 19° W.). Von einem Hügel bei Wadjuka war eine Gruppe hoher Bäume sichtbar, die der Führer, Bullo, als Merkmal für Saluka bezeichnete. Um $1\frac{3}{4}$ Uhr erreichten wir Gelebo, passirten dasselbe ohne aufzuhalten, kamen dann über einen ziemlich ansehnlichen Fluss von etwa 30' Breite mit prächtigem Baumwuchs an den Ufern und standen bald vor einem Hügel, der die oben erwähnte Baumgruppe trägt. Zwischen den hohen Bäumen zer-

streut liegen einzelne Häuser, die eine kleine Stadt bilden, gewissermassen eine Vorstadt von Saluka. Dieses letztere sieht man erst, wenn man um den Berg herumgegangen ist; es liegt in einer Art Kessel zwischen drei gut bewaldeten Hügeln und ist die einzige Negerstadt, die ich bisher im Thal gesehen habe. Saluka, das wir um 2¼ Uhr erreichten, ist die Hauptstadt des Krebolandes und zählt etwa 150 Häuser. Der Krebostamm ist der zahlreichste und mächtigste in der nächsten Umgebung von Cap Palmas; ausser den drei grösseren Städten Saluka, Wadjuka und Gelebo hat er noch sieben kleinere, und ich schätze die Gesamtzahl auf etwa 3000 Seelen. Der König im Innern hat an und für sich mehr zu sagen als seine Collegen an der Küste, die durch eine Art demokratischer Verfassung beschränkt sind, und so ist es denn begreiflich, dass der König von Saluka eine sehr gewichtige Persönlichkeit ist, welche beständig mit wenigstens einem seiner Nachbarn Krakehl hat wegen Durchgangszöllen, die er auf Palmöl aus dem Innern legen will und ausserdem unter den Eingeborenen in sehr schlechtem Geruch steht wegen der Plackereien und Erpressungen, die er gegen Reisende verübt. In Anbetracht dieses seines Charakters hatte ich schon im Voraus beschlossen nicht in Saluka zu übernachten, und das Essen, welches er uns aufstischte, bestärkte mich in meinem Entschluss. Statt der bestellten Palmutter und Hühner erschien eine dünne Brühe nebst Knochen von Gott weiss welchem krepirten Thier, die er Antilopen-Suppe und — Braten titulierte. Als ich ihm mein Dash gab, verlangte er eine Messingruthe; als er diese erhalten hatte, ein Waschbecken, und da ich dies nicht mitführte, mehr Tabak. Dies verweigerte ich jedoch standhaft und machte mich schleunigst auf den Weg nach Bolobo, nachdem ich jedoch vorher die Urébo-Gefangenen besucht hatte. Wegen einer Grenzstreitigkeit sind die Urébo's seit längerer Zeit mit den Krebo's im Kriege, und obgleich die ersteren nur drei kleine Städte haben, also wohl nicht über 500 Seelen zählen, halten sie sich doch wacker. Vor sieben Monaten gelang es den Krebo's, eine Partie von 22 Urebo's gefangen zu nehmen, die nun seit dieser Zeit hier in Verwahrsam sind. In dem Hause, zu welchem ich geführt wurde, waren ihrer vier; sie lagen auf Matten und ihre linken Beine staken in einem Stück Holz, etwa 2' lang, das an beiden Enden durch Stricke an einem der Dachpfeiler befestigt war. Einer von ihnen erhielt die Erlaubniss herauszukommen, um mit mir zu sprechen, worauf er den Holzblock losband, den Strick über den Arm warf und mühsam sich fortschleppte. Ich liess ihm sagen, ich sei in Urébo gewesen und aufgefordert worden, falls ich nach Saluka komme, die Gefangenen zu besuchen; dann gab ich ihm etwas Tabak. Diese armen Teufel

haben wenig Aussicht befreit zu werden; denn beide Parteien bestehen auf ihrem Recht und die Urébo's sind viel zu schwach, um Krebo's gefangen zu nehmen, ausser der Zufall müsste sie begünstigen. Die Hügel von Urébo liegen von hier aus genau SW. Ich verliess Saluka um $4\frac{1}{4}$ Uhr in hor. 3—4 Richtung. Auf einer Anhöhe hinter Saluka rastete ich einen Augenblick unter einem prächtigen Drachenbaum und genoss die Aussicht auf ein waldiges Hügelland, wie ich glaubte, das Bolobo-Gebiet. Je weiter wir vordrangen, desto schlechter wurde der Weg; endlich verlor er sich ganz in hohem Grase, und wir mussten eine Strecke zurückgehen, um den andern von zwei Scheidewegen zu versuchen. Dieser erwies sich als etwas besser, wenigstens kenntlich, doch in der Höhe der Brust durch Gras und überhängenden Busch beinahe gänzlich geschlossen. Dazu kam, dass es hier viel geregnet hatte und so Blätter und Zweig tropfnass waren. Schmale, aber tiefe Flüsse waren häufig, und die Baumstämme, die darüber liegen, meist überschwemmt, daher sehr glatt und schwer zu passiren. Endlich bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir eine Einzäunung nebst Thür, durch die der Pfad führt, die Grenze des Gebiets der ersten Bolobostadt Kèkè. Hier kamen wir aus der Wildniss heraus. Der Pfad wurde etwas besser, was in Anbetracht der Dunkelheit sehr wünschenswerth war. Um 6 Uhr 10 Min. waren wir in Kèkè und liessen uns des Königs Haus zeigen, worauf ich ohne Umstände vor der ganzen Versammlung meine Kleider auszog. Im Allgemeinen kamen mir die Bolobo's als eine stärkere Menschenrace vor als die Küstenneger; viele waren grösser als ich und zeigten wahrhaft herkulische Proportionen. Sobald ich zu Abend gegessen hatte, legte ich mich auf eine Matte neben das Feuer und schlief vortrefflich bis zum Morgen. Eine Einrichtung in den Häusern sah ich hier zum ersten Male: eine Art Büchergestell von 4—5 Fächern, in jedem Brett eine Anzahl Löcher, durch welche Stricke gezogen sind. An diesen werden dann des Nachts die Hühner festgebunden, die so in herrlicher Ordnung aufmarschirt sitzen. Beim ersten Grauen des Tages erhob sich dann begreiflicher Weise ein furchtbares Gekräh, so dass weiter zu schlafen unmöglich war. Während das Frühstück gekocht wurde, machte ich einen Spaziergang nach der zweiten Bolobostadt, die etwa 10 Minuten von Kèkè auf einer bedeutenden Anhöhe liegt. Von der obersten Spitze der Stadt hatte ich eine prächtige Aussicht auf das umliegende Terrain. Ich sah nun, dass die Beschreibung, die man mir vom Bolobolande gemacht hatte, durchaus falsch ist. Hohe Bäume sind hier ebenso selten als weiter südlich bei Saluka und Baraka. Die Bodenbeschaffenheit mag etwas verschieden sein, da ich meist Lehm an-

traf, zuweilen reichen Töpferthon. Sonst ist dieselbe Abwechslung von kleinen Hügeln und schmalen Thälern, die ich bisher überall sah; nur ist das Wasser in letzteren weniger stagnirend, zuweilen selbst rasch fließend, mehr Gebirgswasser. Felsaufschlüsse sah ich nirgends. Gegen NO. behält die Gegend denselben Charakter; man zeigte mir hier in ONO.-Richtung einen Baum, wo die dritte Bolobostadt Plibo liegen soll. Gegen NNO. ist eine gleichförmige Kette von waldigen Hügeln; daraus springen zwei charakteristische Formen in die Augen: ein Sattelberg und etwas rechts davon ein konischer, spitzer Berg. Der Baumwuchs scheint sehr üppig zu sein. Die Entfernung schätze ich auf 4 bis 5 Seemeilen; die mittlere Höhe der Berge wird schwerlich über 100—200' sein. Dieses Land wurde mir als das der Tibawa bezeichnet; die nächste Stadt ist Tibaka, 6 Seemeilen entfernt. In Plibo fand ich eine Frau aus Cap Palmas, die etwas englisch sprach. Sie sagte, die Bolobo's seien in zwei Abtheilungen getheilt, jede mit drei Städten, ein Zweig gegen Westen und einer gegen Nordost. Die Städte sind klein, 40—50 Häuser. Ein Mann erbot sich nach Plibo zu gehen und Palmwein zu holen, was ich gern annahm. Als ich nach Kèkè zurückkam, war das Frühstück fertig; bald nachher kam der Palmwein. Die Reisernte ist jetzt vorüber und die Leute fangen an Palmöl zu machen. Wir sahen viele Männer mit Palmnüssen beladen in die Stadt kommen, die dann von den Frauen verarbeitet werden. Zwei Frauen können in einem Tag etwa 1 Kroo = 4 Gallons Palmöl machen (1 Gallon ist etwa gleich 5 Weinflaschen). Um 10 Uhr verliessen wir Kèkè in Gesellschaft eines Cap Palmas-Mannes, der nach Bolobo gekommen war, um eine Frau zu kaufen. Nachdem wir mehrere tüchtige Regenschauer ausgehalten hatten, kamen wir um 2½ Uhr an Wadjuka vorbei, ohne es zu betreten, und etwa eine Stunde jenseits Wadjuka wurde plötzlich die Strasse so trocken wie ein Brett; ein Beweis, dass es im Innern mehr regnet als auf dem Cap. Wir erreichten dieses letztere um 6 Uhr bei einbrechender Dunkelheit, hungrig und müde, denn ich hatte seit dem Morgen nichts gegessen als ein paar Bananen.

21. October. — Spät am Nachmittag letzten Freitags war es mir erst möglich das Cap zu verlassen, so dass ich kurz vor Sonnenuntergang in Rocktown ankam. Den andern Morgen, nach Morgenandacht und Frühstück, ging ich in die Stadt, um einen Träger zu bekommen, was mir bald gelang. Um 12 Uhr Mittags verliess ich das Missionshaus. Der Pfad ist gut und angenehm. Er führt etwa 400 Schritte von dem Strand durch hohes Gras unter dem früher erwähnten Fächerpalmenwald. Der letztere erstreckt sich bis Middletownpoint, halbwegs nach Fishtown. Die

Fächerpalmen haben die grösste Dicke ihres Stammes in der halben Höhe. Die Kronen sind alle landwärts geneigt, wahrscheinlich in Folge der Seewinde. Die Nüsse hängen in langen Trauben herab; da jedoch die Stämme glatt und die Bäume sehr hoch sind, so wartet man, bis die Früchte von selbst abfallen. — Middletownpoint ist ein schwarzer Felsen, der etwa 100 Schritt in die See vorspringt; zu beiden Seiten stehen zwei kleine Städte dicht am Strande. In der Nähe mündet ein kleiner Bach. Von hier an geht der Pfad wieder auf dem Strande und ist sehr ermüdend. Um 1½ Uhr erreichte ich Fishtown und ging nach der Wohnung des Missionärs, eines von Bischof Payne erzogenen Eingeborenen. Dieser sollte mir auf Mr. Hoffmanns Geheiss behülflich sein, ein Canoe und Ruderer zu verschaffen, die mich über die Bai nach Garraway bringen sollten. Die Küste macht hier nämlich eine bedeutende Biegung, so dass zur See nur 5 Meilen, zu Lande dagegen 7 bis 8 Meilen nach Garraway sind. Ich ging mit dem Missionär nach dem Hause des Königs, dem ich ein Dash überreichte. Ich fand jedoch bedeutende Schwierigkeiten; die Leute, die sich bereit erklärten, forderten ungeheure Preise, und zu meinem Erstaunen nahm der Herr Missionär ihre Partei und rieth mir, sie doch zu bezahlen. Endlich riss mir die Geduld; ich nahm einen Mann, um mein Gepäck zu tragen und beschloss zu Fuss zu gehen, wenigstens bis New-Garraway. In der eigentlichen s. g. Fishtownbay ist der Strand flach, allmählich verlaufend, daher hart und fest. Nach einer Stunde kamen wir an den Fishtown River, einen prachtvollen Fluss, an Grösse dem Cavally Fluss untergeordnet, aber von demselben Charakter. Hier sieht man keine Mangroven; die Ufer schienen steil und fest zu sein; hohe prächtige Bäume bedecken sie bis an die Mündung. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt, da alle Canoes leck waren und wir auf ein etwas solideres warten mussten, setzten wir endlich über. Auf der andern Seite wird das Ufer steil und deshalb der Sand so lose, dass man bei jedem Schritte einsinkt. Mühsam schleppte ich mich fort; nach $\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir an eine schmale Lagune, die der Küste folgte; ihr jenseitiges Ufer war nicht sumpfig, sondern fiel 10—15' hoch steil ab; sie scheint also sehr tief zu sein. Mittlerweile wurde es stockfinster; endlich hielt mein Träger an einer Art Landungsplatz, bemächtigte sich eines Canoes, das halb voll Wasser stand, und nachdem wir glücklich die Lagune passirt hatten, standen wir zu meiner Freude mitten in der Stadt. Ich war so todtmüde, dass ich nur wenig ass, gleich nachher hinfiel und fest einschlief. Am andern Morgen sah ich, dass die Stadt nur 10—20 Häuser enthält; sie steht auf einer Halbinsel, auf der Westseite von der Lagune begrenzt, auf der Nordseite von einem Fluss, der in die

Lagune mündet. Kurz nach Sonnenaufgang liess ich mich übersetzen, um ein Seebad zu nehmen. Während ich im Wasser war, kam ein heftiger Regenschauer heran, so dass ich meine Kleider in die Stadt zurückschickte und dann nach Beendigung meines Bades in puris naturalibus nachfolgte, nur in mein Handtuch nach Art der Eingeborenen eingewickelt. Wenn der Teufel selbst plötzlich erschienen wäre, er hätte keine grössere Verwirrung veranlassen können. Die Frauen und Kinder fingen an laut aufzuschreien und rissen sämtlich vor mir aus. Ich konnte das Haus des Königs nicht finden, da eines aussah wie das andere, und bemühte mich durch Zeichen zu verstehen zu geben, man solle mich hinführen. Endlich nahm mich eine Frau bei der Hand und führte mich statt nach dem Haus des Königs nach ihrem eigenen, wo ein wenige Wochen altes Kind auf einer Matte lag. Anfangs verstand ich nicht, was sie wollte, mit der Zeit jedoch begriff ich, dass sie mich ihrem kleinen Kinde als grosse Curiosität zeigen wollte. Obgleich die Männer beinahe alle zur See gehen, so haben doch die Frauen und Kinder wenig Gelegenheit Weisse zu sehen, und jedenfalls war ich das erste nackte Specimen, das ihnen vorkam. Gegen 10 Uhr machte ich mich auf den Weg nach Garraway. Die ganze Küste ist ein dichter Wald von Oelpalmen. Nach einer Stunde erreichten wir einen der Felsenvorsprünge, die auf dieser Küste so häufig sind. Gegenüber liegt eine felsige, doch theils bewaldete kleine Insel in der See, welche von hier bis Garraway voller Felsen und Riffe ist. Garraway ist eine Stadt von etwa 60 Häusern, von anderen Negerstädten darin verschieden, dass die Häuser nicht dicht zusammenstehen, sondern auf allen Seiten Luft haben. Die Stadt ist buchstäblich umschlossen von einer ringförmigen Bananenpflanzung. Der eine Haupteingang führt nach einer recht hübschen Allee von Cocospalmen, die bis zum Strande reicht; der andere NO. zum Flusse. Dieser letztere mündet in die See hinter einem Felsenvorsprung etwa 800 Schritte NW. von der Stadt. Für die Schifffahrt ist es der beste Fluss auf der Küste südlich von Monrovia, da auf der Barre in der Regenzeit drei Faden Wasser, in der trockenen Jahreszeit nie weniger als ein Faden ist. Die Mündung ist schmal; jenseits aber dehnt sich der Fluss zu einer Breite von über 1000 Schritten aus; in der Mitte voller Felsen und mit Mangroven bewachsenen Sandbänken, zu beiden Seiten schiffbare Arme, von denen der südliche der tiefere ist. Etwas weiter theilt sich der Fluss in zwei Arme, von denen einer in's Innere geht, der andere sich der Küste parallel nach NW. zieht. Die Halbinsel zwischen beiden ist, soweit das Auge reicht, nichts als ein enormer Mangrovensumpf. Die Bewohner der Küstenstädte bilden nur einen kleinen

Theil des Garraway-Stammes. Etwa zwei Meilen im Innern haben sie fünf bedeutende Städte, deren Bewohner nichts thun als Reis bauen und Oel bereiten; die Küstenleute dagegen gehen zur See, fischen und machen Salz. Die Salzfabrikation ist eine wichtige Quelle für ihren Handel mit den Stämmen im Innern. Sie haben grosse Messingpfannen, in denen sie Seewasser abdampfen. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten und immer Wasser nachgegossen; zweimal des Tages schöpfen sie das ausgeschiedene Salz aus und verpacken es sehr niedlich in eine Art breiter Schilfblätter. Ein Bündel Salz enthält etwa $1\frac{1}{2}$ Quart. Zwei solcher Bündel gelten ein Bushel Reis oder eine Kroo Palmöl. Da Brennmaterial ihnen sozusagen in die Hände wächst, so ist diese Fabrikation sehr lucrativ. Am andern Morgen fing ich das „boy palaver“ an, fand jedoch eine unerwartete Schwierigkeit. Ein Amerikaner in Cap Palmas hatte einen Vorschuss in Waaren für 20 Kroo Oel nach Garraway geschickt. Da aber die Eingeborenen alle noch mit der Reisernte beschäftigt waren, konnten sie kein Oel bekommen, und so waren zwei Garrawayleute vor ein paar Tagen in Cap Palmas festgenommen und eingesperrt worden. Deshalb fürchten sich alle Anderen nach Cap Palmas zu gehen. Indessen schickte am andern Morgen der Headman seinen Bruder in seinem Canoe mit einem Ochsen nach dem Cap, um die Schuld abzutragen. Bei seiner Rückkunft wollte ich dann mit demselben Canoe zur See nach Hause gehen, um den ermüdenden Marsch auf dem Strande zu umgehen. Allein zwei Tage vergingen, ohne dass ich etwas von ihm hörte, und endlich kam die Nachricht, er sei durch langwieriges Palaver aufgehalten. Die Zeit wurde mir nun etwas lange; ich vertrieb sie durch Ausflüge in den Garraway-Busch und auf die andere Seite des Flusses. Dort hatten früher auch Garraway-Leute gewohnt; vor ein paar Jahren aber kam ein Theil des Poriver-Stammes herunter (Poriver ist 7 Meilen NW. von Garraway), vertrieb die rechtmässigen Bewohner und gründete zwei kleine Städte. — Die Abende waren das schlimmste, da ich keine Bücher und kein Schreibmaterial hatte. Auch gefiel mir die Landessitte nicht, nur zweimal des Tages zu essen (um 11 Uhr und 6 Uhr), so dass man den ganzen Morgen mit nüchternem Magen herumläuft. Am Freitag, den 19., kam das Canoe zurück mit der Nachricht, dass im Palaver entschieden sei, noch vier Ochsen seien nöthig die Schuld zu bezahlen. Das nenne ich doch Bedrückung! So konnte ich also doch keinen Krooman bekommen; ja die Leute fürchteten sich so, dass sie nicht bis zum Cap im Canoe gehen wollten, sondern in Fishtown blieben, wo ich wechseln musste. Gestern Abend 6 Uhr kam ich in Cap Palmas an, durch und durch nass, da ich die ganze Seefahrt über

buchstäblich im Wasser sass. Die See war ziemlich unruhig; einmal brach eine hohe Welle gerade in unser Canoe und füllte es beinahe ganz; ich machte die Augen zu und fürchtete im nächsten Augenblick unterzugehen, aber nichts gleicht der Geschicklichkeit dieser Kroomen auf dem Wasser; unbegreiflich rasch schöpften sie so viel Wasser aus, um uns für den Augenblick flott zu erhalten. Dies ist auch meine erste Handelsexpedition gewesen: mein Cargo bestand aus 2 Kroo Palmöl, 1 Kroo Reis, 1 Schaaf und 6 Hühnern. Der reine Gewinn war 4 Doll. 62 C. Ihr lacht vielleicht hierüber, aber die Preisunterschiede sind hier so ungeheuer, dass Jedermann Handel treibt. Wie kann man der Versuchung widerstehen, wenn z. B. die Eingeborenen in Cap Palmas eine Muskete für ein Schaf verlangen, was natürlich niemand geben will, wogegen es in Garraway drei Pfund Tabak kostet! Mir kam es im Ankauf auf 48 Cent, und in der Colonie verkaufte ich es für $2\frac{1}{2}$ Dollar.

27. October. — In dieser Woche habe ich einen Ausflug von nur zwei Tagen nach Cavally gemacht. Meine Absicht war, die Mündung des Cavallyflusses zu besuchen, die etwa drei Meilen von dem Missionshaus entfernt ist. Ich erreichte sie gegen Mittag und fand eine trostlose Ansicht. Der hohe, steile, sandige Strand, welcher der Fluch dieser ganzen Küste ist, zieht sich ohne Unterbrechung von Half-Cavally entlang, beständig von den ungeheuren Wellen gepeitscht, die schäumend darüberhin brechen. Endlich kommt man an eine kleine Oeffnung, kaum 100 Schritte breit, durch welche das Flusswasser hinsaut wie ein Mühlstrom; ausserhalb zeigt ein Halbkreis von weissem Schaume, der die Mündung einschliesst, die Stelle, wo die sich begegnenden Gewässer des Meeres und Flusses die Barre erzeugt haben. Die Barre des Cavallyflusses ist eine der gefährlichsten auf der ganzen Küste; während der Regenzeit ist sie selbst für Canoes unpassierbar, geschweige denn für Boote. Steigt man den steilen Strand hinauf, so wird man angenehm überrascht. Jenseits der engen Mündung dehnt sich der Fluss bis zu einer See-Meile Breite aus; die Ufer sind gut bewaldet, namentlich nimmt sich das linke Ufer schön aus, da es fast ganz mit Pisangbüschen besetzt ist. Auf demselben stehen dicht am Strande zwei sonderbar geformte Bäume, die als Kennzeichen für den Platz von der See aus gebraucht werden. Auf dem rechten Ufer steht eine Stadt, beinahe ganz unter Bäumen und Büschen begraben, deren Landesname Kavlaka ist, während sie im Englischen River Cavally genannt wird. Hier machte ich Mittag, und gegen 3 Uhr begab ich mich auf den Rückweg.

19. November. — Vergangenen Freitag vor vierzehn Tagen (2. Novbr.) schiffte ich mich auf dem Kutter „Try, try again“

ein. Bei dieser Gelegenheit wurde das Canoe von einer Welle umgeworfen und ich kam triefend nass an Bord, wurde jedoch von der Mittagssonne bald getrocknet. Die Brise war ungemein leicht, und blies den gewöhnlichen Regeln zuwider von Osten. So waren wir denn am Nachmittag um 4 Uhr erst Half Graway gegenüber. Bei Sonnenuntergang ankerten wir, weil diese Boote keinen Compass führen. Da die Nacht nicht mondhell war, so würden wir Gefahr gelaufen sein, gerade ins Land hinein zu steuern. Dies ist der Standpunkt der Nautik in Cap Palmas! Die Nacht war begreiflicher Weise höchst peinigend. In einem Boot von 11 Tonnen kann man keine grosse Cajüte erwarten, und in der That konnte ich nur mit krummen Knien in meinem Kasten liegen, der statt Matraze mit einer Matte ausstaffirt war. Den andern Morgen trieben wir mit Landbrise und Strömung langsam die Küste hinunter. Gelegentlich kamen Canoes an Bord mit Eiern, Hühnern, Bananen, welche für Tabak eingetauscht wurden. Nach und nach starb die Landbrise ab und die Seebrise setzte so gut ein, dass wir erst bei Sonnenuntergang in Bassa-Bai ankerten. So hatte ich noch eine Nacht in meinem Marterkasten zuzubringen. Am andern Morgen indess gingen wir dafür um so früher an's Land und stärkten uns an einem Ueberfluss von Palmwein. Bassa liegt in einer flachen Bucht, die einen Durchmesser von etwa 3 Meilen hat. Im westlichen Winkel ergiesst sich ein kleiner Fluss in's Meer; etwa eine halbe Meile davon steht die „Hauptstadt“ mitten im Dickicht ungefähr 100 Schritte vom Strande. Etwas weiter westlich sind zwei kleinere Städte, vor deren letzter zwei Felsen etwa $\frac{1}{4}$ Meile seewärts gleichsam ein Thor bilden. Kleine Boote etc. ankern zwischen diesen Felsen. Ich blieb in Bassa mehrere Tage, da sich mir eine äusserst günstige Gelegenheit bot, den Handel kennen zu lernen. Ich wohnte mit dem Capitain in demselben Haus und war beständig gegenwärtig, wenn er seine Geschäfte mit den Eingebornen machte. Endlich aber, da ich nichts Neues mehr lernen konnte und doch der Capitain nicht weiter gehen wollte, beschloss ich zu Fuss nach Gran Bereby zu gehen. Am Dienstag Nachmittag machte ich noch eine kurze Tour den Fluss hinauf, der schöne reich bewaldete Ufer hat, indess weiter nichts besonderes, ihm eigenthümliches besitzt. Mittwoch morgen marschirte ich ab. Dicht an der östlichen Spitze der Bai ist ein kleiner Fluss, der aber von einer Sandbarre ganz eingeschlossen ist und nicht mit der See in Verbindung steht. Das Cap selbst ist etwa 100' hoch und fällt so steil in die See, dass kein Weg herum führt; man muss gerade darüber hinweg. Der Aufgang war sehr beschwerlich, so dass ich froh war, oben eine Stadt zu finden, in der ich mich ausruhen konnte. Hier be-

ginnt der unangenehmste Theil eines Marsches nach Half Bereby. 7—8 Meilen lang erstreckt sich die Küste in schnurgerader Linie ohne die geringste Biegung oder Abwechslung. Der Strand, der sich scheinbar in's Unendliche erstreckt, glüht förmlich unter den Strahlen der Mittagssonne; nach landwärts sieht man nichts als einen undurchdringlichen Wall von Sträuchern und Büschen, der nur zwei oder drei Mal von einer Flussmündung unterbrochen wird. Manche von diesen sollen in der Regenzeit wirklich offen sein; jetzt aber waren sie alle durch einen förmlichen Wall von Sand abgesperrt. Die Wirkung der tropischen Sonne auf stagnirende Gewässer ist denn auch in einer unglaublichen Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation erkennbar, die für das Auge doppelt erquickend sind nach langem Marsche auf dem öden einförmigen Strand. Endlich nach $1\frac{1}{2}$ Stunden mühseligen Dahinschleppens sah ich etwas wie einen Felsen im Osten und nach einer weiteren Stunde bogen wir links in den Busch ein und erreichten eine kleine Stadt. Jenseits derselben ist ein etwas grösserer Fluss, der eine schmale Mündung hat. Sonderbarer Weise giebt es hier keine Canoes, und man muss durchwaten, obgleich das Wasser bis zur Brust reicht. Hier sah ich zum ersten Mal einen kleinen Alligator, etwa 10' lang, der sich am andern Ufer sonnte und, durch das Geräusch, das wir machten, erschreckt, sehr eilig sich in's Wasser stürzte. Ich kann nicht leugnen, dass ich eingermassen ängstlich wurde; aber die Eingeborenen versichern, dass diese kleinen Bursche niemandem etwas zu Leide thun. Vom Flusse hat man etwa eine Meile zu einem kleinen Felsencap, von welchem aus man in geringer Entfernung Half Bereby vor sich sieht. Half Bereby ist eine Stadt von mittlerer Grösse, auf dem Strande gebaut. Es ist ein guter Platz für Camholz und Reis. Unmittelbar davor ist die Brandung furchtbar; allein etwas östlich davon macht der Strand einen keinen Winkel, und da ausserdem mehrere Felsen die See brechen, so ist die Landung ziemlich gut. In Half Bereby wurde vor etwa sechs Jahren ein amerikanisches Schiff in derselben Weise behandelt wie das englische, von dem ich schon geschrieben, in Taboo; d. h. wegen einer Differenz zwischen den Eingeborenen und dem Capitain, von den ersteren angegriffen, geplündert und die Mannschaft ermordet. Nichts destoweniger nahm man mich sehr freundlich auf. Mein Wirth Ben Crauoë ist Head-trademan der Stadt und ein sehr reicher Mann. Man sagte mir, er habe 8 Sklaven, 7 Frauen und 31 Stück Rindvieh. Am nächsten Morgen führte er mich etwa $\frac{1}{2}$ Stunde in's Dickicht an einen Palmbaum, wo ich mich am frischen Wein stärkte. In Anbetracht seiner Liebenswürdigkeit und seiner hohen Stellung gab ich ihm ein aussergewöhnlich grosses Geschenk. Nach-

her erfuhr ich zu meinem Erstaunen, dass dieser anscheinend so friedliebende Mann der Haupträdelsführer bei der Plünderung des amerikanischen Schiffes gewesen war und den Capitain mit eigener Hand erschossen hatte! Spät am Vormittag machte ich mich auf den Weg nach Gran Bereby. Ich blieb daselbst eine Woche, während der ich noch einen zweitägigen Ausflug nach Tahou machte, 10 Meilen leeward. Leider konnte ich den Fluss San Pedro nicht besuchen. Bei Gran Bereby geht die Küste plötzlich 2 Meilen lang gerade N. und bildet eine wunderhübsche kleine Bai, deren Oeffnung nach O. etwa 1 Meile breit ist. Auf drei schroffen Vorgebirgen, die ziemlich gleich weit von einander entfernt sind, liegen die drei Städte von Gran Bereby; die Residenz des Königs ist auf dem höchsten dieser Caps, gerade an der Spitze der Bai. Unmittelbar dahinter ist der Berebyfluss mit einer schmalen Mündung, die jedoch vermöge ihrer geschützten Lage tief genug ist, grosse Boote hinein zu lassen. 3 Meilen diesen Fluss aufwärts ist noch eine kleine Stadt, die zu Gran Bereby gehört und die ich besuchte. Von der Stadt des Königs sah ich im N. eine gut bewaldete Hügelkette, in Form ihrer einzelnen Kuppen sehr ähnlich derjenigen, die ich von Bolobo aus gesehen hatte. Diese Waldregion soll das Camholz liefern. Der Boden bei Bereby selbst ist ungemein fruchtbar. Der Reis, der hier gebaut wird, ist weisser und hat ein grösseres Korn, als der am Cap. Hohe, prachtvolle Bäume wachsen dicht am Strande, und in der That ist diese Gegend wegen ihres Bauholzes berühmt. Bereby-Canoes werden im Cap Palmas $\frac{1}{2}$ mal theurer bezahlt, als die, welche dort gebaut werden. Ich hatte mir deshalb vorgenommen, hier eines zu kaufen und in demselben nach Cap Palmas zurückzureisen. Nach einigen Widerwärtigkeiten gelang es mir, ein recht gutes Canoe, welches im Stande ist 360 Pfd. Camholz oder 3 kleine Fässchen Palmöl zu laden, für einen mässigen Preis zu bekommen; nämlich: für 1 Flinte, 30 Pfd. Pulver, $1\frac{1}{2}$ Stück Baumwollenzeug (27 Yards), 3 Bar Tabak, 2 Gallons Rum. Freitag verliess ich Gran Bereby mit 5 Mann, kam jedoch bei Nacht in Bassa an, und da der Mond noch jung und der Himmel bewölkt war, war es stockfinster. Da mein Canoe in der Brandung umstürzte, so verlor ich eine Pistole, mein grosses Dolchmesser und vor allem eine Samen- und Fruchtsammlung, die ich in Bereby gemacht hatte. Nächsten Tag schlief ich in Rockbuckow im Hause des Schulmeisters, eines Colonisten, der von der Episcopal-Mission bezahlt wird. Ich fand hier das Erdreich ebenso fruchtbar als in Bereby, und da ich den ganzen Sonntag Vormittag hier blieb und einen langen Spaziergang in den Busch machte, war ich im Stande, meinen Verlust in Bassa theilweise zu ersetzen. Es giebt hier

ungemein viel wilde Früchte, ich zählte in etwa zwei Stunden fünf verschiedene Arten Beeren, von denen mehrere recht gut sind. Sonntag Nachmittag 5 Uhr kam ich wohlbehalten am Cap an. Nachgerade fängt die Küste an mich zu ermüden. Ich kenne sie nun zu beiden Seiten vom Cap Palmas in allem auf eine Ausdehnung von 90 See-Meilen ($22\frac{1}{2}$ deutsche) und es ist immer dieselbe Geschichte. Der mächtige Strand von gelbem Sand, durch nichts unterbrochen als gelegentlich ein Felsencape mit einer Negerstadt auf der Spitze, und in der Nähe gewöhnlich ein Flüsschen, das mühsam seinen Weg in den Ocean findet. Der geologische Bau ist überall derselbe; Aufschlüsse sind nur am Strande, und sind die Felsen durch die Wirkung des Wassers so unregelmässig über einander gethürmt als möglich: grosskörniger Granit mit rothem und Gneiss mit weissem Feldspath, sowie ein schwarzes feinkörniges Gestein, das wenig Quarz enthält und das mir früher nie vorgekommen ist. Bei Bereby sah ich einmal von all diesen Gesteinen eine Breccie mit einem thonigen Bindemittel, konnte aber leider kein Handstück bekommen. Der Senat vom Cap Palmas hat eine Prämie von 100 Dollars für denjenigen ausgesetzt, welcher in der Nähe Kalkstein findet. Aller Kalk kommt jetzt aus Hamburg, wahrscheinlich Rüdersdorfer. So kommen die Extreme der Welt zusammen.

10. December. — Meine beabsichtigte Expedition den Cavallfluss hinauf ist etwas verzögert worden; da mein Vorrath an Baumwollenzeug erschöpft war und hier in der Colonie alles furchtbar theuer ist, so musste ich die Ankunft eines Schiffes abwarten. Endlich nach langem Harren kam eine Bristol-Barke an, die Baumwollenzeug brachte, und nachdem ich meine Vorbereitungen vollendet hatte, machte ich mich am 27. November auf den Weg. Meine Caravane war von beträchtlicher Stärke, theils wegen des Quantums Waaren, das ich mitnehmen musste, theils weil die Eingeborenen im Innern, selbst die am Flusse, nicht so geschickte Canoeleute sind, wie die an der Küste, und man hatte mir daher gerathen, meine Canoe-Mannschaft wenigstens zum Theil aus den letzteren zu wählen. Ich führte den Zug an, hinter mir kam mein „headman“ mit Flinte und Munitionstasche, dann meine 3 „Boys“ mit Tabak, Baumwollenzeug, Rum, grossen Buschmessern, Thonpfeifen, Spiegeln etc. Statt vom Cap aus die Küste hinunter an die Mündung des Flusses zu gehen, zog ich vor, zu Lande nach Dina zu gehen und mich dort einzuschiffen, um Zeit und Geld zu sparen. Die Strecke bis Baraka, welches halbwegs ist, war mir schon von früher bekannt, da indessen die Brücke über den Mangrove-Sumpf unpassirbar ist, mussten wir diesmal die andere Strasse wählen, welche durch die amerikanische Colonie führt. Jenseits

derselben passiert man in kurzen Zwischenräumen die drei Arme, in welche sich der Fluss spaltet, auf Baumstämmen, dann führt der Weg $1\frac{1}{4}$ Stunde lang durch dichtes Gebüsch mit gelegentlichen Wasseransammlungen in den Bodensenkungen, und endlich kommt man an einen prachtvollen Hochwald. Indessen fangen hier die Leiden des Fussgängers erst recht an; armsdicke Baumwurzeln bilden gleichsam ein Pflaster auf dem Fusspfad, alle Augenblicke liegt ein enormer Baumstamm quer über denselben, und es ist charakteristisch für die Denkungsart der Eingeborenen, dass sie lieber tausendmal in ihrem Leben hinüberklettern, als einmal sich ein Herz fassen und diese Hindernisse hinwegräumen. So geht es fort etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden; bald nachdem man den Hochwald verlassen hat, sieht man in der Entfernung Wadjuka vor sich. Während wir durch den Wald marschirten, hörten wir häufig ein Geschrei, wie von einer Anzahl Negerweiber, die sich um etwas streiten. Dies sind die sogenannten Baboons, Affen, die 4—5 Fuss hoch werden und zuweilen Kinder ergreifen und wegschleppen sollen. Meine Leute waren alle so müde, dass mein Beschluss, in Wadjuka über Nacht zu bleiben, mit Freuden vernommen wurde; bald indess brachte der alte Bodiâ, in dessen Haus ich eingekehrt war, einen Topf Palmwein, und dieser wirkte Wunder uns wieder herzustellen. Den Abend brachte ich damit zu, meine alten Bekannten wieder zu besuchen, sowie den Frauen zuzusehen, die gerade ein grosses Tanzfest feierten. Es waren dazu Zuschauer aus allen umliegenden Dörfern gekommen und sie schienen sich ausserordentlich zu amüsiren. Allein für unsern Geschmack hat diese Art des Tanzes etwas Widerliches: 30—40 Frauen, darunter alte runzelige Negerweiber, in der albernsten Art herausgeputzt, im Gänsemarsch beständig um den Tanzplatz herumlaufen oder besser kriechen zu sehen. Sie halten nämlich die Beine weit auseinander, die Füsse nach Innen, die Kniee gebogen, und watscheln nun in möglichst kurzen Schritten, wobei sie die Hände nach vorn halten und mit dem ganzen Körper wackeln. Wer am besten wackeln kann, ist die beste Tänzerin. Manche (die Frauen reicher Leute) haben den ganzen Leibgurt mit Glöckchen behangen, die durch das Wackeln beständig läutend erhalten werden.

Den 28. November bei Sonnenaufgang verliessen wir Wadjuka, kamen um 7 Uhr nach Baraka und frühstückten daselbst. Jenseits Baraka ist der Weg eine halbe Stunde lang ausgezeichnet, gänzlich frei von Gebüsch, trocken, breit und bequem. Vor uns war eine Anhöhe, von der ich eine Aussicht zu haben hoffte, allein von der Spitze derselben fing wieder das dichte Gebüsch an und der Weg war schlechter als je. Ich hielt eine Weile in Brooka (Brûka), einer kleinen zu Baraka gehörigen Stadt, mehr

um mich auszuruhen, als um zu Mittag zu essen, an, obgleich meine Leute es sich tüchtig schmecken liessen. Von Brooka brachte uns ein $\frac{3}{4}$ stündiger Marsch nach Quiduka, welches die Hälfte Weges nach Dina ist. Hier war ich so glücklich ein afrikanisches Kunstproduct aufzutreiben und zu erstehen: eine zwei Fuss hohe weibliche Figur, die in Holz geschnitten und mit Camholz roth gefärbt ist. Ich zahlte dafür 1 Faden Baumwollenzeug, 1 Cutlass, 1 Bar Tabak und 2 Thonpfeifen. Die Nacht brachte ich beinahe schlaflos zu und war froh, als der Tag anbrach und wir uns zum Abmarsch bereiteten. Wir hatten die Grenze des Seabo- und Barabo-Landes zu passiren, und zwischen den Gebieten zweier verschiedener Stämme sind die Strassen immer ganz besonders schlecht. Ausserdem ist jetzt die Tanzsaison nach der Ernte und vor der neuen Saat, während welcher Alles faulenzet und die Pfade förmlich zuwachsen lässt. Nachdem wir die erste kleine Stadt auf dem Barabo-Gebiet passirt hatten, wurde der Charakter der Landschaft etwas interessanter; nach einer halben Stunde kamen wir an einer kleinen Stadt vorbei, die wenigstens 2—300 Fuss hoch auf einem steilen Berge liegt. Etwas weiter hat man einen ähnlichen doch weniger hohen Berg zu ersteigen, auf dessen Spitze wir uns einige Zeit ausruhten. In NO., etwa $\frac{1}{4}$ Stunde entfernt, liegt Dina, und dahinter sieht man zwischen den Bäumen den Fluss glitzern. Ich labte mich an einer gelben Beere, die hier in Menge wuchs; sie hat genau die Gestalt einer Hagebutte; der Samen ist der essbare Theil und schmeckt angenehm säuerlich, wie eine halbreife Maulbeere. In Dina angelangt, sah ich mich gleich nach einem Canoe um, indessen hatte ich bedeutende Schwierigkeit ein solches zu bekommen. Endlich gab ich den beiden einflussreichsten Leuten der Stadt $\frac{1}{2}$ Quart Rum per Mann, und keine Viertelstunde nachher rief mich einer derselben an den Fluss hinunter und präsentirte mir ein ziemlich grosses Canoe, das er zu meinem Gebrauch bestimmte. Als ich in die Stadt zurückkam, brachte mir ein Mann eine Blechbüchse, in welcher, wie er sagte, Gold sei, das er jenseits der Fälle am Flusse gefunden habe. Es fand sich indess, dass es nur krystallinischer Sand war, den er offenbar ausgesucht hatte, denn er bestand ausschliesslich in wasserhellen Quarzstücken, Amethysten, Chrysolithen und kleinen Stücken gelben Topases. Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, dass diess kein Gold sei, aber er glaubte offenbar, ich wolle ihn betrügen und sage nur so, um es billig zu kaufen. Er verlangte dafür 1 Flinte, 1 Fass Pulver, 2 Stück Zeug u. s. w. in der festen Ueberzeugung, es sei Gold. — Meine Hand war so geschwollen und entzündet, dass ich ernstlich daran dachte, nach Cap Palmas zurückzukehren, allein einmal fürchtete ich

mich lächerlich zu machen, und dann hatte mich der Sand, den der Mann für Gold hielt, mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt, wenn auch nicht gerade Gold, so doch wenigstens interessante Mineralien zu finden. Ich beschloss also auszuharren. Inzwischen hatte mich mein Headman zum Abendtisch gerufen; ich ging in's Haus und gross war mein Erstaunen und Entsetzen, als man mir den Reis in einem ächten europäischen Nachttopf servirte. Ich protestirte gegen die Zumuthung, daraus zu essen, aber man versicherte mir hoch und theuer, dies sei die einzige Art, in welcher man hier besagtes Geschirr benütze, es sei so reinlich und appetitlich wie ein Teller, so dass ich zuletzt nachgab und mich fügte. — Am 30. November, Morgens, liess ich mein Canoe in aller Eile laden, musste aber doch so lange auf's Frühstück warten, dass es 10 Uhr wurde, ehe wir fort kamen. Die hohen Bäume zu beiden Seiten schlossen den Fluss wie zwei Mauern ein; kein Luftzug war fühlbar, dabei stand die Sonne beinahe senkrecht über uns, und die Schmerzen in meiner Hand liessen nicht nach; dieses Alles brachte keinen sehr angenehmen Gesamteffect hervor. Der Fluss ist oberhalb Dina nur etwa halb so breit, wie unten bei Hidia, aber wenigstens eben so tief. 100—200 Fuss hohe Hügel treten zuweilen dicht an den Fluss heran, halten sich jedoch meist im Hintergrund. Die Ufer sind überall steil, gewöhnlich harter Lehm, gelegentlich Fels, immer aber dicht mit Vegetation bedeckt. Das Wasser ist jetzt im Fallen; die Ufer sind 4—6 Fuss hoch, in der Regenzeit sollen sie jedoch überschwemmt sein. Beide Ufer haben das Ansehen eines dichten Waldes, je weiter man aber den Fluss hinaufgeht, desto weniger üppig ist die Vegetation; namentlich wird das Unterholz dünner, die prachtvollen Pflanzen, die ich in der Nähe von Dimalu und Hidia gesehen habe, fehlen ganz. Auch das Schöne kann auf die Dauer ermüden, und als wir so stundenlang auf der spiegelglatten Wasserfläche dahin ruderten, und nichts zu sehen war, als immer Wald, da konnte ich nicht umhin, zu denken, wie ganz anders malerisch eine Fahrt auf der Donau, Elbe oder Themse ist, mit der beständigen Abwechselung von Flur, Wiese, Wald, Dorf.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags langten wir in Wishuka an, wo wir die Nacht blieben. Wishuka liegt, wie alle Städte auf diesem Theil des Flusses, an der Mündung eines Baches. Nur an solchen Stellen nämlich ist in der trockenen Jahreszeit eine Landung möglich, wegen der Steilheit der Ufer. Vom Landungsplatz steigt man einen steilen Hügel hinauf, auf welchem die Stadt liegt. Nach den gewöhnlichen Empfangs-Scenen spazierte ich an das andere Ende der Stadt und sah zu meiner unaussprechlichen Freude gerade vor mir einen Kegelberg und etwas links einen

Sattelberg, die ich beide sofort wieder erkannte; es waren dieselben, die ich vor 6 Wochen von Bolobo aus gesehen hatte. Damals vermuthete ich, zufolge der Richtung des Cavallyflusses, dass derselbe nicht weit jenseits derselben vorbeifliessen müsse; ich fragte die Eingeborenen darüber, allein diese schworen hoch und theuer, man könne in der Richtung jener zwei Berge den Cavallyfluss nie erreichen. Welche Ursache sie hatten, mich zu täuschen, weiss ich nicht, aber man sieht daraus, wie wenig den Mittheilungen der Eingeborenen, namentlich derer, die an Ort und Stelle leben, zu trauen ist. Die Angaben meines Cap Palmas-Mannes fand ich immer correct, obgleich natürlich seine Kenntniss beschränkt ist. Ich erkundigte mich nun hier nach der Strasse nach Bolobo und man versicherte mir, man könne über Mannadu, Tibaka in 2—3 Stunden erreichen. Tibaka ist nur 4 Seemeilen von Bolobo entfernt. Nach dem Abendessen schnitt ich meine Hand auf, und obgleich nur wenig Eiter und Blut herauskam, fühlte ich mich doch etwas erleichtert. Ich hoffte die Nacht einmal wieder schlafen zu können, aber da wurde nichts daraus; ich war kaum eingeschlafen, als ein unglaublicher Lärm mich weckte. Auf Befragen belehrte mich mein Headman, diess sei eine Ehrenbezeugung, und in der That sah ich durch eine Ritze in der Thüre 10—20 Leute vor dem Hause aufgestellt, die auf allen möglichen barbarischen Instrumenten spielten, dazu sangen, während andere den Takt dazu schlugen. Ich hoffte, dies „Ständchen“ werde bald zu Ende sein, allein sie müssen sich abgelöst haben, denn der Skandal dauerte bis kurz vor 3 Uhr Morgens. Wir verliessen Wishuka gegen Mittag; unsere Gesellschaft war noch um einen Mann, durch den Sohn des Bodia, gewachsen. Dieser Kerl hatte eine förmliche Zuneigung zu mir gefasst, folgte mir auf Schritt und Tritt und bat um Gotteswillen, ich solle ihn doch mit mir nach „white man country“ nehmen. Der Bursche war aber einen halben Kopf grösser als ich und hatte Schultern wie ein Hercules. Hätte ich ihn genommen, er hätte mich in den ersten acht Tagen arm gefressen. Um ihn zu beschwichtigen, nahm ich ihn mit für die Dauer meiner Flussreise. Das Aussehen des Flusses war ziemlich dasselbe wie den Tag vorher. Je weiter wir flussaufwärts kamen, desto häufiger wurde das Federwild sichtbar. Ich war nicht im Stande meine Flinte zu handhaben, und so liess ich Quënh schiessen. Glücklicherweise sind die Vögel so zahm, dass sie uns manchmal auf 20 Schritte herankommen liessen. So gelang es ihm binnen 3 Stunden über ein Dutzend zu schiessen, manche so gross wie Enten. Sie waren aber meist entsetzlich zäh, wie ich beim Abendessen bemerkte. Nach zweistündiger Fahrt kamen wir an eine Biegung des Flusses gen N.

zu W., und als wir um die Ecke herum waren, lag in all seiner Pracht der Yanghiero vor uns. Ich hatte, seit wir die Berge von Wales aus dem Gesicht verloren, nichts mehr gesehen, das wirklich den Namen Berg verdient hätte, kein Wunder also, dass ich vor Freude ausser mir war. Der Yanghiero ist ein stumpfer Kegelberg auf dem rechten Ufer des Flusses. Er ist bei klarem Wetter von der See aus sichtbar, und wurde von britischen Officieren von da aus gemessen; seine Höhe beträgt 1090 Fuss. Er ist bis an die Spitze mit Grün bedeckt, nur an dem Abhang nach dem Fluss zu ist eine Reihe grauer und schwarzer Flecken bemerkbar, wahrscheinlich Felsen. Durch eine andere Biegung verloren wir ihn aus dem Gesicht, bald aber tauchte er wieder auf, und wir legten gleich darauf an einer Stadt auf dem rechten Ufer an, und gingen an's Land. Es war mir nicht recht klar, warum wir hier landeten, da es wenigstens noch zwei Stunden Tag war und wir also bequem hätten die Berge erreichen können. Bald aber wurde ich es zu meinem Schaden gewahr, dass die drei nächsten Städte von Jôka aufwärts einen Bund geschlossen hätten, keine Canoes durchzulassen, die von dem untern Fluss heraufkommen. Sie verlangen 4 Faden Zeug für eine Kroo Oel, und haben sich verpflichtet, so lange dieser Preis nicht bezahlt wird, keinen Handel mehr zu treiben, sowie auch den Handel mit dem oberen Fluss unmöglich zu machen. Die Händler von der Küste andererseits können diesen Preis nicht zahlen und rächen sich dadurch, dass sie die Zufuhr von Salz abschneiden. Dies ist der Stand der Angelegenheit seit zwei Monaten, und es fragt sich nur wer länger aushält. Schliesslich werden die Händler siegen, da sie möglicherweise Palmöl und Camholz entbehren können, die andere Partie aber Salz haben muss. So lange aber ihr Vorrath an Salz reicht, werden sie gewiss nicht nachgeben. Dies waren schlechte Nachrichten für mich. Wäre ich bei Kräften gewesen, so hätte ich es darauf ankommen lassen. Nachdem, was ich von der Kriegführung der Eingeborenen weiss, bin ich überzeugt, dass eine Ladung aus meiner grossen Flinte eine ganze Canoemannschaft kampfunfähig machen würde. Unter den Umständen jedoch hatte ich kein anderes Mittel als Geschenke zu machen, ein Palaver zusammen zu rufen und zu versuchen, was Ueberredung vermag. Ich traf Vorbereitungen dazu, allein gegen Abend wurde meine Hand so entzündet, der Arm bis zum Ellenbogen fing an zu schwellen und wurde so fieberisch, dass ich nicht umhin konnte, den unfreiwilligen Aufenthalt hier als einen Wink der Vorsehung anzusehen, und beschloss, nach dem Cap zurückzugehen und mich zu pflegen. Am Sonntag, Morgens 6 Uhr, trat ich daher meine Fahrt den Fluss hinunter an. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich in Dina und Abends